

**„Soziale Verwerfungen in der Pandemie und im Alltag“**

**Dirk Große, Pastor**

23. Januar 2023 um 18.15h

Liebe Freunde des Lebens,

meine Anrede ist bereits das Programm meines Vortrags. In den zurückliegenden Vorträgen dieser Ringvorlesung ging es um Bluthochdruck, Arthrose, Muskel im Alter, Schulter, Diabetes ... um nur einige der Themen zu nennen. Alles medizinische Themen, die unseren Körper betreffen und die eine physische Perspektive auf unser Leben einnehmen.

Ich dagegen will an diesem Abend einen Blick auf die soziale Dimension unseres Lebens werfen. Der soziale Aspekt von Gesundheit ist existentiell für unser Leben und damit für alle Altersstufen und deren aktiven Lebensstil.

Ich möchte zunächst einige grundsätzliche Überlegungen über unser soziales Leben anstellen. In einem zweiten Schritt möchte ich Ihnen die sozialen Konsequenzen der Pandemie seit März 20 darstellen, wie ich sie in meiner pastoral-seelsorgerlichen Arbeit beobachtet habe. Danach möchte ich drittens anhand einiger Beispiele gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklungen in Hinblick auf deren Folgen für unser soziales Leben reflektieren. Schließlich will ich einen Ausblick auf unser Leben wagen.

1. Grundsätzliche Überlegungen

Leben ist mehr als ein Funktionieren unserer biologischen Prozesse.

Leben im qualitativen Sinne ist immer ein Leben in Beziehungen. Ohne soziales Leben ist unser Leben nicht vorstellbar.

Ich möchte Sie einladen, mit mir ihre vergangenen zehn Stunden in den Blick zu nehmen:

Wer hat Sie in dieser Zeit angesprochen?

Wer hat Ihnen ein Lächeln geschenkt?

Wem sind Sie begegnet?

Wer hat Sie angerufen oder Ihnen eine Nachricht oder E-Mail geschickt?

Mit wem haben Sie Kontakt aufgenommen?

Wer hat Sie taktil berührt?

An welche Begegnungen erinnern Sie sich?

Welche davon waren angenehm?

Welcher Mensch hat Ihnen Sympathie und/oder Wertschätzung entgegengebracht?

Nun stelle ich die Frage umgekehrt:

Wie würde es sich anfühlen, wenn Sie niemand mehr grüßt?

Was macht es mit Ihnen, wenn Sie niemanden begegnen, von niemanden ein Lächeln bekommen, wenn Sie keiner anblickt oder anspricht?

Wenn Sie niemand mehr berührt?

Wenn niemand fragt „Wie geht es dir?“ oder „Was hast du heute gemacht?“ oder „Bist du wieder gesund?“

Wenn keiner mit Ihnen redet und keiner zuhört, wenn Sie etwas auf dem Herzen haben?

Wenn niemand mit Ihnen lacht oder ihren Schmerz teilt?

Wie würde sich das für Sie anfühlen? Ein solches Leben wäre der Fall in die Beziehungslosigkeit. Ein Leben ohne Beziehungen ist im qualitativen Sinn kein Leben mehr. Es ist: der soziale Tod.

Genau über diesen sozialen Aspekt von Leben möchte ich mit Ihnen nachdenken. Es ist ein wesentlicher Schwerpunkt meiner Arbeit als Pastor und Seelsorger.

## 2. Soziale Verwerfungen der Pandemie

Die Pandemie begann Mitte März 2020. Wir waren darauf alle unvorbereitet: die Medizin, die Politik, die Gesellschaft und wir Menschen. Und so geschahen Dinge, die ich rückblickend als soziale Verwerfung bezeichne. Ich will Ihnen einige nennen.

- a. Die ersten Trauerfeiern/Beerdigungen im Frühjahr 20 durften nicht in geschlossenen Räumen, also Kapellen, Trauerhallen oder Kirchen durchgeführt werden. Die Teilnehmerzahl war in den ersten Wochen auf fünf Personen beschränkt. Was das bedeutete, können Sie ahnen. Bei jedem Wetter fand der Abschied unter freiem Himmel statt. Zu meiner ersten Trauerfeier für eine an Krebs verstorbene 73Jährige kamen der Ehemann, Sohn und Tochter und zwei der vier Enkel. Die Geschwister der Verstorbenen durften nicht teilnehmen, die eng verbundenen Nachbarn ebenso. Unter normalen Umständen wären sicher 40-50 Personen gekommen. Es gab keine Orgel, keine Musik, kein gemeinsames Lied. Zum Glück war das Wetter gut. Dennoch: es wurden Menschen, die der Verstorbenen nahestanden, ausgeschlossen. Die

Ausgeschlossenen konnten nicht angemessen Abschied nehmen. Sie konnten den unmittelbar betroffenen Witwer nicht zur Seite stehen.

Eine Woche später hatte ich eine 91-Jährige zu verabschieden. Sie war in Altenholz bekannt und sehr beliebt. Sie sang im gemischten Chor, hatte einst eine kleine Boutique, war langjähriges Mitglied unsere Basarkreises und vieles mehr. Sie war so etwas wie die „gute Seele“ in unserem Gemeinwesen. Es wären sicher 200-300 Menschen gekommen, wenn sie gedurft hätten. Es durften jedoch nur fünf. Der gemischte Chor kam dennoch mit einer Abordnung von 10 Sänger\*innen. Sollte ich die abweisen? Habe ich nicht gemacht. Ich habe Sie als enge Angehörige deklariert und ließ sie unter freiem Himmel singen. Damit verstieß ich gegen die Landesverordnung.

Mit den Angehörigen hatte ich damals verabredet, für die vielen, die nicht dabei sein durften, im Sommer eine Gedenkfeier für ihre „Ilse“ anzubieten. Dazu kam es nicht, da fünf Monate später die Pandemie unser Leben immer noch bestimmte.

Wie viele Menschen wurden in den Monaten des ersten Pandemiejahres vom Abschiednehmen ausgeschlossen? Wie viele Angehörigen standen vor der unlösbaren Aufgabe, den engsten Personenkreis zu bestimmen und andere damit auszuschließen? Wie viele Trauernde waren in ihrer Trauer allein auf sich gestellt, weil in den ersten Wochen soziale Kontakte untersagt waren?

- b. Im Juni 2020 traf ich einen mir vertrauten Mann auf der Straße. Mir blieb nicht verborgen, dass sein Gesichtsausdruck ein anderer war. „Was ist passiert, Andreas?“ fragte ich ihn. Sein Vater habe einen schweren Schlaganfall erlitten und läge seit zwei Wochen auf Intensiv in Hannover. Er dürfe ihn nicht besuchen. Er sei doch sein Vater. Er könne ihn doch nicht allein lassen. Er erzählte und erzählte. Und weinte. Auf offener Straße. Ich konnte nur zuhören. Es gab keine Lösung. Er durfte seinen Vater nicht besuchen.

Zwei Wochen später rief ich ihn an. „Wie geht es deinem Vater?“, fragte ich. Wieder weinte er. Der sei inzwischen verstorben. Er habe ihn nicht mehr sehen können. Der Vater, so sehe ich es, ist zweimal gestorben: einmal den biologischen Tod und zum anderen den sozialen Tod. Das Schuldgefühl in Andreas, seinen Vater nicht besucht zu haben, eingeschlossen. Und wieder die unlösbare Herausforderung: die Teilnehmerzahl der Trauergemeinde blieb beschränkt.

Inzwischen waren 20 Personen zugelassen. Andreas hatte jedoch fünf Geschwister. Alle verheiratet, alle mit Kindern. Wer durfte zur Trauerfeier, wer nicht. Ich bot Andreas an, für seine Familie, insbesondere für seine drei Kinder, eine Gedenkfeier in unserer Kirche zu halten. So haben wir es gemacht.

- c. Ich will in diesem Zusammenhang auf eine weitere Belastung hinweisen. Im November 2021 kam eine 48jährige Frau in meine Trauergruppe. Sie hatte ihren Mann im April zuvor verloren. Er hatte ständig gehustet und kaum Luft bekommen und war an einem Samstag mit dem NRW abgeholt worden. „Ich habe meinem Mann am Notarztwagen noch kurz zugewunken, dann ging die Tür zu und ich habe meinen Mann nie wieder gesehen. Er starb fünf Tage nach Einlieferung ins UKSH und ich durfte meinen Mann nicht mehr besuchen. Ich habe ihn nie wiedergesehen. Ich habe ihn im Stich gelassen.“ Die Frau fühlt große Schuld und kann auch nach einem Jahr Trauergruppe die Schuld nicht abstreifen. „Das verzeihe ich mir nie!“, sagt sie immer wieder.
- d. Im Herbst 2020 sollte einer etwa 75Jährigen ein Stent eingesetzt werden. Der routinemäßige Eingriff verlief mit Komplikationen. Nach fünf Wochen Krankenhaus rief sie ihren Ehemann an und sagte: „Ich mag nicht mehr.“ Keine Besuche, keine Zuwendungen, keine Berührungen, keine Aufmerksamkeiten, keine Gespräche von Angesicht zu Angesicht. Sie fühlte sich vom Leben ausgeschlossen. Das war kein Leben mehr.
- e. Im Mai 2020 vollendete eine geistig rege Frau ihr 90. Lebensjahr. Sie hätte ihren Geburtstag gerne groß mit 30 Gästen gefeiert. Zwei Tage vor ihrem Geburtstag rief ich sie an und fragte, ob ich sie besuchen dürfe. Sie sagte, darüber würde sie sich sehr freuen. Ich kam und: war der einzige. Die ganze Familie hatte von einem Besuch abgesehen. Die Frau wäre an ihrem 90. Geburtstag allein geblieben.  
So erging es sehr vielen, gerade älteren Menschen. Eine über 90Jährige wurde bis zum Ausbruch der Pandemie regelmäßig von Kindern, Enkeln und Freunden besucht. Mit Beginn der Pandemie wurden die sozialen Kontakte komplett eingestellt. Die Familienmitglieder hängten an ihre Außentür Tüten mit Lebensmitteln. Nicht einmal an der Türschwelle wurden ein paar Worte gewechselt. Die Angehörigen waren sehr vorsichtig und wollten jedes Infektionsrisiko meiden. Das war einerseits sehr verantwortungsbewusst, andererseits führte es zur sozialen Vereinsamung der Dame. Das konnte ich heraushören, wenn ich sie anrief.

Telefonate haben mein Kollege und ich in jenen Wochen sehr viele geführt. Wir nahmen uns vor, jeden Tag 6-10 Menschen anzurufen, von denen wir meinten, dass sie von den Kontaktbeschränkungen besonders betroffen wären. Kein Telefonat unter 10 Minuten. Manche dauerten 20-40 Minuten. Nicht selten wurde auch geweint. Die sozialen Verwerfungen der Pandemie waren deutlich spürbar. Mein Kollege und ich haben schnell gemerkt, dass wir viele Menschen mit unseren Anrufen nicht erreichen. Wir sind dazu übergegangen, an allen über 70Jährigen einen Brief zukommen zu lassen. Da im Frühling und Frühsommer kein Konfirmandenunterricht stattfinden konnte, waren die Konfis unsere Postboten. Die Reaktionen auf unsere Aktion waren sehr berührend. Die Menschen fühlten sich vor allem in den Blick genommen. Nicht vergessen! Sie waren sehr dankbar und schrieben uns zurück. Die Konfis erhielten nicht selten einen Geldbetrag zugesteckt. Ich zitiere aus einer Reaktion im Sommer 20: *„Lieber Pastor Große, ich möchte mich auf diesem Weg noch einmal sehr herzlich bedanken für die Zeit, in der wir alten Gemeindeglieder besonders intensiv von "unserer Kirche" angesprochen, angeregt und behütet worden sind. Eine Freundin von mir aus Süddeutschland hat mich darum sehr beneidet. Es war immer spannend, die Post vom Eivind-Berggrav-Zentrum aus dem Briefkasten zu holen oder von "meinem kleinen Freund", dem Konfirmanden, in Empfang zu nehmen.“*

Eine schwerwiegende, psychosoziale Belastung war die Situation in den Pflegeheimen. Die Kontaktbeschränkungen machten Besuche viele Monate dort nicht möglich. Bewohner\*innen starben ohne familiäre Begleitung. Als die restriktiven Beschränkungen etwas gelockert wurden, mussten Angehörige ihre Besuche anmelden und bekamen ein Zeitfenster von 20-30 Minuten in einem oft unpersönlichen Raum zugeteilt. Viele Angehörige haben mir von ihrer Ohnmacht und Betroffenheit, mitunter Verzweiflung erzählt.

Meine Mutter lebt seit 2019 im Pflegeheim. Zum Glück war sich die Pflegedienstleitung bewusst, dass soziale Kontakte und Zuwendungen für ihre Bewohner\*innen unverzichtbar sind. Wir haben einen Kompromiss ausgehandelt: ich durfte meine Mutter am Eingang abholen und mit ihr spazieren gehen. So haben wir es wochenlang gehandhabt.

Allerdings gab es zwischen mir und meinen erwachsenen Kindern eine Meinungsverschiedenheit. Sie waren der Meinung, ich würde meine Mutter durch die Kontakte einem unverantwortbaren Infektionsrisiko

aussetzen. Ich dagegen vertrat die Auffassung, dass ohne die sozialen Kontakte meine Mutter die ihr verbliebene Lebensqualität vorenthalten würde. Das wäre kein Leben mehr. Wir sind auf keinen „grünen Zweig“ gekommen. Ich jedenfalls konnte nicht anders, als meiner Mutter das zu geben, was ihr Leben wertvoll macht: soziale Wärme.

- f. In einem letzten Beispiel geht es um die jüngere Generation. Diejenigen, die 2020 ihr Abitur oder anderen Schulabschluss hatten keine Abschlussfeier, keine Abschlussreise. Sie konnten kein freiwilliges Jahr im Ausland machen. Alles war ungewiss. Alles hing in der Schwebe. Schüler\*innen sind durch die Pandemie aus ihrem gewohnten Schulalltag katapultiert worden. Und auch hier gilt: das Belastendste aller Kontaktbeschränkungen war das Einfrieren des sozialen Lebens. Viele Abiturient\*innen haben im Herbst ihr Studium aufgenommen. Sie kamen in eine andere Stadt an und blieben: fremd. Keine Einführungswoche, keine Vorlesungen im Hörsaal, keine Seminare an der Uni. Alles online. Das bedeutete: keine sozialen Kontakte. Daran sind viele Studierende zerbrochen. Manche haben ihr Studium abgebrochen. Nicht wenige sind an Depression erkrankt.

Oft wird uns erst im Verlust bewusst, wie bedeutsam und existentiell unverzichtbar das Fehlende ist. Leben ist auf Beziehungen, auf soziale Interaktionen, auf Zuwendung und Zugehörigkeit in einem sozialen Netzwerk angewiesen. Insofern hat uns die Pandemie gezeigt, was unser Leben lebenswert macht und was es dazu braucht.

### 3. Soziale Verwerfungen im Alltag

Trotz der soeben geschilderten Erkenntnisse lassen sich Prozesse in unserer Gesellschaft beobachten, die die Notwendigkeit eines gesunden, sozialen Netzwerks aushöhlen. Diese besorgniserregenden Entwicklungen will ich exemplarisch an einigen Beobachtungen skizzieren.

- a. Im Pflegeheim kenne ich zunehmend mehr Bewohner\*innen, die kaum oder nur einmal im Jahr besucht werden. Dafür gibt es viele Ursachen. Ein Ursache dürfte darin liegen, dass die Angehörigen in einer ökonomisierten Lebenswelt keine Zeit, keine Kraft, keine Energie und ja auch dies: keine Einstellung aufbringen können oder wollen, ihren Angehörigen das Maß an Aufmerksamkeit und Zuwendung zu geben, das ihr Leben benötigt.

Ich beobachte als Angehöriger im Pflegeheim auch dies: meine Mutter

und die weiteren Bewohner\*innen erfahren Wertschätzung, liebe- und würdevolle Zuwendung, Geduld, Achtsamkeit und Aufmerksamkeit überwiegend durch die Mitarbeiter\*innen, die einen anderen kulturellen Hintergrund haben. Menschen aus dem Iran, Syrien, Türkei, Balkanstaaten, aus Afrika... Sie tragen offenbar in ihrer kulturellen Identität die Haltung, dass die auf soziale Unterstützung Angewiesenen es voraussetzungslos wert sind, würdevoll und menschenfreundlich behandelt zu werden.

Für sie ist offenbar selbstverständlich: Gemeinwohl geht immer vor Eigenwohl.

- b. Lehrer\*innen aus allen Schularten berichten, dass ihre Schüler\*innen zunehmend Defizite im Sozialverhalten aufweisen. Eltern fühlen sich nicht mehr in dem Maße für die Vermittlung sozialer Fähigkeiten verantwortlich, wie es sein müsste. Der ehemalige Schulleiter unseres Gymnasiums sprach bereits vor 8 Jahren von Wohlstandsverwahrlosung unter der Schülerschaft. Die Kinder werden mit Geld und materiellen Anschaffungen versorgt, anstatt mit Zuwendung und Aufmerksamkeit. Wenn Sozialwissenschaftler, Pädagogen, Politiker konstatieren, dass sich in unserer Gesellschaft Entwicklungen abzeichnen, in denen das Eigenwohl vor dem Gemeinwohl steht, dann wird dies nachhaltige Auswirkungen auf das soziale Klima unserer Lebenswirklichkeit haben.
- c. Man kann diese Entwicklungen bereits in vielen Lebensbereichen feststellen. Zum Beispiel im Gesundheitswesen.
- Sie haben einen Termin in der Neurologie um 8.30h. Sie warten drei, vier Stunden. Schließlich ist es 13.30h. Sie gehen an die Rezeption, um sich in Erinnerung zu bringen, und werden getröstet. Der Arzt sei in einer wichtigen Besprechung. Kein Mittagessen. Um 17.00h kommt ein sichtbar erschöpfter Arzt; aber nicht der, der sie bisher behandelt hat. Er schaut erst einmal auf seinen Laptop. „Was kann ich für Sie tun?“, werden Sie gefragt. Offenbar kennt er sich in der seltenen Nervenkrankheit nicht aus. „Können Sie mir bitte mein Medikament verschreiben?“ Das muss ich mit Dr. P., ihrem behandelnden Arzt, besprechen.“ Es ist 17.15h. Sie fahren frustriert nach Hause.
- Ein Einzelfall? Mitnichten. Einmal kam eine sehr gebrechliche, alte Dame zur Nachuntersuchung nach ihrer OP ins UKSH. Nach ihrer Untersuchung sollte ein Taxi für sie bestellt werden. Ich saß neben ihr und fragte: „Werden Sie abgeholt?“ Sie warte auf ihr bestelltes Taxi. Nach einer halben Stunde ging ich auf die Rezeption und erkundigte mich nach der

dem Taxi für die Dame. „Ich kann mich nicht um alles kümmern.“ Ja, in gewisser Weise konnte ich dies nachvollziehen. Sie war überlastet. Ich bin im Gespräch mit einigen Ärzten am UKSH und am Städtischen. Sie arbeiten selbst am Limit. Oft darüber. Und immer wieder fällt das Stichwort: Die Ökonomisierung des Gesundheitswesens fordert Effizienz, Kostenreduzierung, Einsparungen, sowie höhere Auslastung mit zugleich weniger Personal. Der Mensch, ob nun Arzt, Krankenschwester oder Patient bleibt auf der Strecke. Er wird zum Faktor wirtschaftlicher Vorgaben. In meinen Augen: eine soziale Verwerfung.

- d. Der Zug von Stuttgart nach Friedrichshafen hält in Aulendorf. Über Lautsprecher kommt die Durchsage: „Unser Zug wird aus betrieblichen Gründen hier ausgesetzt. Bitte beachten Sie die Durchsage am Bahnsteig. Vielen Dank für ihr Verständnis.“

Von wegen Verständnis. Es ist dunkel. Der Bahnsteig ist verwaist. Kein Bahnmitarbeiter weit und breit. Keine Ansage. Auf der Anzeige ist nach 10 Minuten immer noch der ausgesetzte Zug aufgeführt. Wenn Sie kein Handy mit einer DB App besitzen, sind Sie verraten und verkauft. So auch der Asiate, der kein Wort Deutsch versteht und hilflos am Bahnsteig steht. Bis ihm ein junger Mensch zur Hilfe kommt.

Ein Beispiel unter vielen, das zeigt, wohin es führt, wenn man das größte Verkehrsunternehmen Deutschlands ausschließlich unter ökonomischen Aspekten betreibt.

- e. Versicherungen, Telefongesellschaften und andere Unternehmen bieten Produkte auf Hochglanz und aufwendige Werbespots an. Wenn Sie jedoch ein Problem haben und den Kontakt aufzunehmen versuchen, dann kommt die Ansage. „Wenn Sie eine Vertragsänderung wünschen, wählen sie die „1“, wenn sie einen Schaden melden wollen, wählen Sie „2“, wenn „Sie“ Fragen zum Tarif haben, wählen Sie die „3“.

Wenn man Glück hat, erreicht man nach 15 Minuten den richtigen Ansprechpartner. Nicht selten legt man nach 20 Minuten auf.

- f. Ähnlich geht es Menschen, die telefonisch einen Termin oder Rezept bei ihrem Arzt erhalten wollen. Sie geraten in die Warteschleife. Irgendwann ist das Zeitfenster überschritten und dann springt der AN. In mir ruft dies Ärger hervor. Ich frage mich jedoch, wie es einem älteren Menschen geht, der hilflos aufgibt, weil er die Kraft und die Ausdauer nicht aufbringen kann. Ich höre immer wieder, dass es dann die Kinder oder Enkel versuchen.



g. Noch ein Beispiel: Über die Post lässt sich zurzeit nicht viel Positives berichten. Neulich landete ein Brief, von uns abgeschickt, mit dem Vermerk „Adressat unbekannt“ zurück in unserem Briefkasten. Er war sieben Wochen durch die Republik geirrt. Die Adresse stimmte und der Adressat lebt (immer noch).

Mit unserem Postboten wäre das nicht passiert. Er gehört zu den Zustellern, die unter ganz anderen Rahmenbedingungen ihren Dienst bei der Post angetreten sind. Nicht korrekt geschriebene Adressen landen dennoch zuverlässig bei uns. Manchmal klingelt er an unserer Tür. Mit einem freundlichen Lächeln reicht er mir ein Päckchen entgegen, das fälschlicherweise an unsere vorherige Adresse gerichtet war. Apropos Päckchen und Pakete: seit einiger Zeit muss unser Postbote diese nun auch zustellen. Mehr Leistungsanforderung, die als Synergieeffekte verkauft werden. Seinen Zustellbezirk hat man bei der Gelegenheit gleich mit erweitert. Dafür darf er seine Post nun mit einem Fahrzeug zustellen. Das wiederum wohl deswegen, weil die vielen Paketsendungen unmöglich auf seinem bisherigen Vehikel (Fahrrad) Platz hätten. Mitunter sehe ich ihn nach 17.00h seine Post austragen. Da kommen schnell 12 Arbeitsstunden pro Tag zusammen. Schließlich muss die Post frühmorgens sortiert und geordnet in den VW-Bus gepackt werden. Wer will so arbeiten??

Für mich vollbringt unser Postbote dennoch täglich mehrere Wunder. Er hat „seine Gemeinde“ im Blick. Mitunter fragt er den einen oder die andere, ob die Krankheit gut überwunden sei. Ich beobachte ihn oft ein freundliches Wort mit Menschen wechseln. Nicht selten bleibt er auch stehen und hört zu, wenn jemand sich etwas vom Herzen reden muss. Als ich meine Mutter vor einigen Tagen mit dem Rollstuhl die „Königsberger“ hochschob, erwähnte er, dass eine kleine Antriebshilfe auf Krankenkassenkosten zur Verfügung gestellt wird. Neulich berichtete er von einer Altenholzerin, der es gesundheitlich nicht besonders gut ginge. Da wusste ich Bescheid.

Unser Postbote ist noch ein echter „Bote“. Im Griechischen heißen Boten „Engel“. Diesen Namen trägt er zu Recht. „Diese“ Postboten wird es bald nicht mehr geben. In wenigen Jahren geht „unser“ in den Ruhestand. Welche Folgen dies haben wird, erlebe ich bereits in dessen Urlaubszeiten.

Unsere Lebenswelt verändert sich in einem rasanten Tempo. Sie wird auf Effizienz, Kostenreduzierung, Rationalisierung getrimmt, sowie

neuen, technischen Entwicklungen bestimmt. Ein neuer Fernseher? Wer stellt ihn auf? Nein, wer stellt ihn mir ein!? Die neue Mikrowelle wird mit einer 100-seitigen Bedienungsanleitung geliefert. Und warum geht der neue Induktionsherd per Touch mitunter nicht an? Warum piept die Dunstabzugshaube auch nach Reinigung der Filter permanent weiter? (Weil die Reset-Taste gedrückt werden muss. Aber das wiederum erschließt sich erst nach Lektüre der Bedienungsanleitung).

Ich beobachte, dass sich zunehmend mehr Menschen im Alltag überfordert, gar abgehängt fühlen.

Wie wollen wir einen aktiven Lebensstil gewährleisten, wenn ein solches Lebensgefühl vorherrscht?

Jedes Beispiel für sich ist sicher keine soziale Verwerfung. Aber in der Summe sind diese Ausschnitte als Teil eines fortschreitenden Prozesses es schon! Es wirft die Frage auf: Ist es noch als „gesund“ anzusehen, wenn die *Teilhabe am Leben* für eine zunehmenden Zahl von Menschen nicht mehr oder zunehmend weniger möglich ist? Ich wage die These: „Alter, Gesundheit und aktiver Lebensstil“, das Thema unserer Ringvorlesung, wird maßgeblich, ja existentiell von Beziehungen bestimmt, die intakt, lebendig sind und niemand, auch den Schwächsten nicht, an gesellschaftlicher Teilhabe ausschließt. Wo das soziale Beziehungsnetz in einer sich verändernden Welt erodiert, geht das, was das Leben lebenswert macht, verloren.

Wie wollen wir leben?

Diese lebensrelevante Frage müssen wir als Gesellschaft heute bereits beantworten und daraus Konsequenzen ziehen. Denn das „Morgen“ ist bereits in der Gegenwart angekommen. „KI“ – künstliche Intelligenz. Die Digitalisierung wird fraglos viele Vorteile bringen und zugleich unser Leben verändern.

Wir werden in Kürze autonomes Fahren erleben. Wir steigen in einen Bus, das Handy zahlt am Scanner, und los geht die Fahrt.

Wir werden bald Androide in der krankenhäuslichen Pflege oder als Altenpfleger in unseren Einrichtungen arbeiten haben. Die KI ist so weit entwickelt, dass Roboter inzwischen unsere Gefühle entschlüsseln und interaktiv angemessen auf Menschen eingehen können. „Affective Computing“ nennt sich diese Technologie. 2023, so die SZ („Mensch wie geht es dir?“ vom 21./22. Januar 23) werden diese Roboter in Menschengestalt bereits zum Einsatz kommen. Sie werden uns waschen und Intimpflege übernehmen, sie werden uns Essen reichen, sie werden uns

lagern, sie werden unser Bett neu beziehen, sie werden uns die Tabletten mit einer Schnabeltasse freundlich, aber bestimmt verabreichen, sie werden uns zur Toilette bringen oder die Windeln wechseln und: sie werden mit uns kommunizieren. Sie lächeln, reden, antworten, lesen an unserem Gesichtsausdruck unsere Emotionen ab und reagieren darauf. Die alleskönnenden „menschlichen“ Roboter werden soziale Aufgaben übernehmen. Zunehmend. In Hotels (das gibt es bereits in Japan) werden sie uns begrüßen und den Schlüssel aushändigen. Werden die algorithmengesteuerten Androide menschliche Interaktionen ersetzen?

Vor einem Jahr zeigte die ARD den sehr sehenswerten Film „Ich bin dein Mensch“ von Maria Schrader. Maren Eggert spielt darin eine Frau, die mit einem Androiden zusammenlebt und mit ihm eine Liebesbeziehung führt. (Er steht bis zum 12. März 2023 in der ARD-Mediathek) Science-Fiction?

Mitnichten. Der Film zeigt, was bald möglich sein wird. Der britische Autor Ian McEwan thematisiert dies in seinem Buch „Maschinen wie ich“.

Es gibt bereits Bordelle in Barcelona, Turin, Moskau und Dortmund, die mit Sexrobotern betrieben werden. Die eingebaute künstliche Intelligenz macht die weiblichen Androiden zu willfähigen Sexpartnern. Inzwischen streiten Ethiker, ob Kindersexpuppen gesetzlich verboten gehören oder nicht.

In vielem ist die sich beschleunigende Digitalisierung Segen. Das zu leugnen, wäre unlauter. Aber sie ist mindestens ebenso Fluch. Längst bestimmen Algorithmen unsere Lebenswelt. Sie beeinflussen und bestimmen zunehmend unser Konsumverhalten, unsere Verhaltensmuster, unsere Einstellungen, sowie unser Sozialleben in all seinen Facetten.

#### 4. Ausblick

Wie wollen wir leben?

Ich schildere Ihnen einige Erlebnisse:

- a. Vor Jahren hatte ich eine Konfirmandin, die aufgrund von Magersucht im „ZIP“ war. Sie war inzwischen auf 35kg abgemagert. Ihre Mutter war in sehr großer Sorge. Ich auch.

In einer Konfirmandenstunde bat ich jede/n in der Gruppe, eine Eigenschaft zu dem Mädchen aufzuschreiben, die sie besonders an ihr schätzen. Es kamen 20 „Schätze“ zusammen, die ich über die Mutter der Magersüchtigen zukommen ließ. 10 Tage später rief mich die Mutter an und berichtete, es wäre ein Wunder geschehen. Ihre Tochter würde wieder Nahrung zu sich nehmen. Die Ärzte wären

überzeugt, dass der Konfirmandenbrief die Wende ausgelöst hätte. Heilung durch soziale Zuwendung. Gesundung durch das Netz der Beziehungen. Die spürbare Erfahrung, in den Augen der anderen wertvoll zu sein.

- b. Mein Sohn, Entwicklungshelfer in Afrika, besuchte im Sommer seine demente Oma, meine Mutter, im Pflegeheim. Meine Mutter sitzt im Rollstuhl, redet nicht mehr und verabschiedet sich sukzessive aus dem Leben. An manchen Tagen wirkt sie sehr weit weg. Als Tobias im August auf der Terrasse neben seiner Oma saß, erinnerte er, dass sie früher häufig in klassische Konzerte gegangen war. „Was hat Oma besonders gerne gehört?“, fragte er mich. Mozart und Beethoven. Tobias nahm seinen Kopfhörer und setzte ihn meiner Mutter auf und spielte Mozart. Ihr Augen, ihr Gesicht wurden lebendig. Und als Tobias ihre Hände und Arme sanft massierte und ihr dabei in die Augen sah, meinten wir einen Anflug eines Lächelns bei ihr zu erkennen. Es war: wachgeküsstes Leben!
- c. Vor vielen Jahren rief mich eine Frau aus der Gynäkologie an. Sie würde in den nächsten Stunden ihr Kind tot zu Welt bringen. Ob ich ihr Kind nach der Geburt segnen würde. Das tat ich. Ich erinnere mich, wie wunderschön ihre kleine Tochter mit ihren langen, gebogenen Wimpern aussah. Ich ging mit diesem Kind eine Beziehung ein und habe Eva jetzt vor Augen. Sie lebt in mir bis heute weiter. Sie lebt in mir, weil ich damals eine Beziehung mit ihr einging, die bis heute reicht. Leben! Und: Mit den Eltern bin ich seitdem bis heute befreundet.
- d. Vor 10 Monaten kamen Flüchtlinge aus der Ukraine zu uns nach Altenholz. Ich sehe sie jeden Tag, wenn ich ins Büro gehe. Wir grüßen uns. Die Mutter einer Familie ist Pianistin. Ich lud sie ein, in unserer Kirche am Flügel zu spielen. Das tat sie gerne. Seitdem begleitet sie mich ab und zu bei meinen Mittwochabendandachten. Sie gibt ihre Musik zurück. Wenn sie spielt, scheint sie das Erlebte zu vergessen. Es ist ein gegenseitiges Geben und Nehmen, weil wir in Beziehung sind. Leben.

Und nun sind Sie dran.

Wer hat Sie heute angesprochen?

Wem haben Sie angelächelt?

Welche Begegnung hat Ihnen gutgetan?

Wem haben Sie ein Stück Ihrer Zeit geschenkt.

Die Frage „Wie wir leben wollen?“, ist vermutlich keine (mehr). Denn: Wir wissen es ja längst!

Danke für Ihr Zuhören, ihre Aufmerksamkeit. Danke auch, dass wir unser Leben für diese Stunde miteinander geteilt haben.

*Dirk Große*